

Leben – gelebt und gewünscht

Schaan Einmal das Leben anhalten, von vorne beginnen und seine Biografie ändern. Der Hauptfigur Hannes Kürmann in Max Frischs Drama «Biografie: Ein Spiel» wird diese Möglichkeit geboten. Vor allem die erste Begegnung mit seiner Ehefrau Antoinette scheint für ihn ein zentraler Moment seiner Biografie zu sein, den er im Nachhinein gerne vermieden hätte. In mehreren Anläufen versucht Kürmann zu verhindern, die Frau zu treffen, mit der er die letzten sieben Jahre verbracht hat. Doch wohin führt ihn dieser Versuch? Wie wäre sein Leben ohne Antoinette verlaufen? Max Frischs tragisch-komische Versuchsordnung erforscht in der Gegenüberstellung von gelebtem und gewünschtem Leben, wie wir immer wieder dieselben Fehler wiederholen und was das ist, was wir «individuelle Freiheit» nennen. Bastian Krafts Inszenierung am Deutschen Theater Berlin ist das dritte Stück der TAK-Schauspielreihe. (red.)

Di/Mi, 13./14.12., 20.09 Uhr
vorverkauf@tak.li

Journal

Gesang aus Schweden

Winterthur Im Dezember feiert Schweden das Luciafest. Ebenso Winterthur. Die Starsopranistin Malin Hartelius singt weihnachtliche Musik aus Schweden, begleitet von einem Quartett. Safrangewürzte Luciabrötchen, Pfefferkuchenmänner und Laternen fehlen ebenso wenig wie der traditionelle Glögg.

Di, 13.12., 19.30 Uhr, Stadthaus

Laute Pantomimen

Heerbrugg Starbugs kommen vom Breakdance und lassen es in «Chrash Boom Bang» so richtig krachen. Die lautesten Pantomimen der Welt spielen mit allem, was ihnen in die Hände kommt. Regie Nadja Sieger (Nadeschkin).

Mi, 14.12., 20 Uhr, Kino Madlen,
071 722 25 32

«Es gibt mehr Nomadentum»

Konzeptänderung Mit der aktuellen Ausstellung beendet Christian Röllin seine Galerietätigkeit in der bisherigen Form. Künftig will er auf kurze, interdisziplinäre Veranstaltungen für ein ausgewähltes Publikum setzen.

Brigitte Schmid-Gugler
brigitte.schmid@tagblatt.ch

Christian Röllin, gleichzeitig mit der Einladung zur aktuellen Ausstellung liessen Sie einen bestimmten Kreis von Empfängerinnen und Empfängern wissen, dass dies die letzte Ausstellung in der bisherigen Form sein werde. Schliessen Sie sich hiermit dem bereits weit fortgeschrittenen städtischen Galeriesterben an?

Christian Röllin: Es ist nicht ein endgültiger Schlusspunkt geplant. Doch es wird eine Zäsur geben, verbunden mit der Frage, ob das jetzige Galeriemodell überhaupt noch Sinn macht.

Gibt es darauf eine Antwort?

Ich weiss zumindest heute, dass Galerien für professionelles internationales und nationales Kunstschaffen in einer Stadt wie St. Gallen kaum überlebensfähig sind.

Eine Galerie ist immer auch ein Verkaufsort von Kunst. Also auch kommerziell. Hat sich Ihr Ansinnen nicht ausgezahlt?

Es ist schade, dass man mich als Galeristen zu oft in die kommerzielle Ecke gedrängt hat. Dies vielleicht aufgrund meiner früheren Tätigkeit als Ökonom. Doch ich hatte in meiner beruflichen Funktion für die UBS, die Helvetia- und Winterthur Versicherungen auch Kunstsammlungen aufgebaut. Dabei habe ich sehr viel gelernt – über das Funktionieren des Marktes, der Szene, der Jurys, aber auch über Kunst im Raum und über Kultur im Unternehmen.

Sie hatten anfänglich unter anderem auf skandinavische Kunstschaffende gesetzt.

Ja. Als ich im Jahr 2004 die Galerie im städtischen Lagerhaus an der Davidstrasse eröffnete, setzte ich auf internationale Künstlerin-



In Zukunft soll es wieder interdisziplinäre Aktionen geben wie damals, als Ruedi Lutz Klavier spielte und Floristinnen Sträuße kreierten.

Bild: Benjamin Manser (29.2.2012)

nen und Künstler. Und meist auf Malerei und Fotografie. Meine Frau ist Finnin. Ich habe mit ihr und unseren Kindern immer wieder viel Zeit in ihrer Heimat verbracht und kam dort mit zahlreichen professionellen Kunstschaffenden in Kontakt. Doch die erhoffte Zusammenarbeit mit Kunstinstitutionen in St. Gallen und in der Schweiz funktionierte nicht. Museen wollen sich nicht in ihr Konzept reden lassen.

Man steht also als Galerist so ziemlich allein auf weiter Flur?

Kanton und Stadt St. Gallen waren kooperativ; Besucher, Kunden und Sammelnde waren neugierig und engagiert. Doch die Arbeit, die man dann doch alleine

stammt, ist nicht zu unterschätzen. Für den Transport beziehungsweise die Ein- und Ausfuhr von Werken ausländischer Kunstschaffender gelten sehr strenge Zollauflagen. Vor und während den Ausstellungen sind es die Logistik, die Vernissagen und die Präsenzzeiten, die ins Gewicht fallen.

In den letzten Jahren zeigten Sie vermehrt Ostschweizer Kunstschaffende. Funktionierte das besser?

Ich folgte nie einer Mission, etwas Bestimmtes machen zu müssen. Mir ging es nicht um den Handel mit Kunst, sondern um Vermittlung und darum, guten professionellen Kunstschaffenden eine Plattform zu bieten.

Wenngleich ich der Meinung bin, dass ein Künstler, eine Künstlerin für ein inhaltlich überzeugendes Werk honoriert werden soll.

Welches Modell schwebt Ihnen künftig vor?

In zwei Jahren werde ich 70. Ich habe in zwölf Jahren über 70 Ausstellungen gezeigt. Künftig wären kurze Aktionen mit Kunst, Musik und Lesungen eine Möglichkeit, vielleicht nur für die Dauer eines Wochenendes, und nur auf ein persönlich angesprochenes Publikum ausgerichtet.

Sehr exklusiv also.

Nein, nicht exklusiv. Aber durchaus in einem intimen Rahmen. Man muss auch das veränderte Verhalten eines kunstinteressier-

ten Publikums beachten. Es gibt mehr Nomadentum. Die Leute reisen für Ausstellungen herum, sie leben in offenen Räumen mit wenigen Wänden. Auch seitens der Künstler hat sich vieles verändert: Junge Kunstschaffende kommen heute mit Businessplänen zur ersten Besprechung.



Christian Roellin

Bild: Michel Canonica

Auf einen Kaffee mit

Peter Dew lässt Fische durch die Alpen schwimmen

Im Souterrain von Christian Röllins Galerie, dort, wo sich einst ein Kaffeelager befand, serviert Peter Dew einen Espresso aus der Kapselmaschine. Als Stärkung, bevor wir uns auf einen Rundgang durch die Ausstellung machen. Zu Hause hingegen würde der Künstler seine italienische Mokkamaschine in Gang setzen. «Ich trinke mehr Kaffee als Tee», sagt der zurückhaltende Brite, der seit zwanzig Jahren in der Schweiz lebt. In dieser Hinsicht hat der Künstler sich längst Schweizer Gepflogenheiten angepasst. Mit der deutschen Sprache hingegen ist er noch nicht richtig warm geworden: Immer wieder wechselt er während unseres Gesprächs ins Englische.

In der Galerie ist eine Miniretrospektive Peter Dews zu sehen: Die älteste Arbeit stammt von 1993, die jüngste von 2016. Der Künstler stellt gemeinsam mit Alfred Sturzenegger aus: «Wir ha-

ben uns letztes Jahr im Bus kennen gelernt.» Ein überaus passendes Tandem – beide verfolgen ähnliche künstlerische Strategien. Der Titel der Ausstellung «first thought, best thought» ist ein wichtiges Prinzip ihrer beider Arbeit. Beide lassen dem Zufall Raum, hegen eine Vorliebe für Fundstücke. Peter Dew fügt sie zu poetisch-schrägen, präzise gesetzten Assemblagen: Jene mit dem wunderbar lakonischen Titel «Someone opened us» besteht aus einer ausgehöhlten Kokosnuss und einer ebenso leeren Haselnuss auf einer abgestuften Plattform aus Gips. «A squirrel», ein Eichhörnchen, habe sie wohl gefressen, meint der Künstler.

Offensichtlich interessiert sich Peter Dew für Grössenverhältnisse, formale Analogien und Körper. Er hat ein Auge für die kleinen Dinge, an denen andere achtlos vorübergehen. Es könne jahrelang dauern, bis er Verwen-



Peter Dew trinkt als Brite, entgegen dem Klischee, mehr Kaffee als Tee.

Bild: Ralph Ribl

dung für ein Objekt trouvé finde: «Plötzlich ergibt sich ein Zusammenhang.»

Nach St. Gallen gezogen ist Peter Dew der Liebe wegen: Seine Frau Brigitte, mit der er zwei Kinder im Alter von acht und vierzehn Jahren hat und ausserdem ein Pflegekind betreut, lernte er im neuseeländischen Auckland kennen. Frisch in St. Gallen angekommen, suchte Peter Dew Anschluss an die hiesige Kunstszene. Er erinnerte sich an einige Super-8-Filme eines gewissen Roman Signer, die er als Student in der Bibliothek der Winchester School of Art gesehen hatte. Die beiden trafen sich und verstanden sich, obwohl Peter Dew kaum Deutsch und Roman Signer kaum Englisch konnte: «Die Vorliebe für schwarzen, trockenen Humor und Jacques Tati verbindet uns.» Peter Dews Kunst hat viele Seiten: Sie ist verspielt und gleichzeitig politisch, etwa wenn er eine

Halbkugel aus milchigem Plastik über ein Bundeshaus in miniature stülpt. «The milky way» lautet der Titel. Nachdenklich stimmt seine Installation «The end of the dream». Sie besteht aus leeren Papiersäcken, die er während drei Jahren in seinem Atelier aufgetürmt hat: «Es sieht aus wie ein Haufen benutzter Körper.»

Seit er zwanzig ist, fertigt Peter Dew Collagen an. Auf einer taucht ein Fisch beim Martinsloch durch die Glarner Alpen. Die Landschaft sei wie ein Ozean und die Berggipfel erinnerten ihn an Flossen. Ausserdem lasse sich die surreale Szenerie auch geologisch begründen: Vor Jahrmillionen befand sich dort, wo Berge in den Himmel ragen, tatsächlich ein Meer.

Bis 15.1. Talhofstrasse 11,
St. Gallen, Fr–So 11–16 Uhr
sowie nach Vereinbarung:
079 219 98 24